

HEYNE <

*Für Stanislav, für Cuba, für Hannah, für Asia, und für dich.
Fürchte dich nicht. Es wird besser, als du denkst.*

DJ Tomekk

Ich lebe für Hip Hop

Die Autobiographie

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Alle im Buch dargestellten Begebenheiten sind wahr, Gespräche wurden
sinngemäß wiedergegeben. Ein Anspruch auf eine wörtliche
Übereinstimmung mit den tatsächlich erfolgten Dialogen
wird nicht erhoben. Zum Schutz einiger genannter Personen
wurden ihre Namen anonymisiert.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Originalausgabe 2020

Copyright © 2020 by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: lüra – Klemt & Mues GbR, Heike Holtsch

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,

unter Verwendung eines Fotos von © B.D.B. media GmbH

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-21805-5

www.heyne.de

VORWORT

Hallo zusammen. Mein Name ist Kurtis Blow Walker, und viele von euch kennen mich vielleicht als einen der Pioniere des Hip Hop. DJ Tomekk ist ein wahrer Freund, den ich in den 1990er-Jahren in Berlin kennengelernt habe. Er hat mir geholfen und unsere Tournee gerettet, als er 16 war. Wir waren im Radio, bei KISS FM in Berlin, und haben Freestyles gekickt. Wir brauchten einen DJ, der den Beat am Laufen hält, damit wir live im Radio rappen konnten. Mit 16 Jahren hatte er bereits eine unglaubliche Geschwindigkeit und Präzision.

Während er hin und her ging, von einem Turntable zum anderen, lieferte er hervorragende Arbeit ab. Er machte es möglich, dass wir an diesem Tag Berlin rocken konnten. Danach gingen wir mit ihm auf Tournee, und seitdem sind wir Freunde. Wir haben bei vielen Projekten zusammengearbeitet und sind an vielen Abenden auf der Bühne aufgetreten. Ich habe mir nie Sorgen machen müssen, dass er den Takt verpasst.

Dieses Buch erzählt die Geschichte eines der größten DJs aller Zeiten. Tomekk hat die Fähigkeit, so zu schreiben, als würde er von Angesicht zu Angesicht mit euch sprechen. Tomekk hat viele unglaubliche Geschichten über seine Arbeit mit vielen Legenden des Hip Hop zu erzählen. Jeder kennt ihn und seine Schaffenskraft. Er hat im Laufe der Jahre viele großartige Hip Hop Projekte produziert. Wir alle werden DJ Tomekk für im-

mer lieben. Mach weiter so, mein Freund. Du bist wahrer Hip Hop!

Kurtis Blow Walker, Los Angeles 17. 6. 2020

Die Idee

Ich hatte alles. Millionen von Euros, Melodien, Beats, Ideen, eine neue Identität, ein neues Leben. Drei Millionen verkaufte Platten. Millionen Euro Umsatz. Vom Jungen, der kein Deutsch sprach, zum Musikproduzenten in Los Angeles, für den Grammy nominiert.

Es gab Zeiten, da hatte ich wochenlang nichts zu essen. Mein Leben war geprägt von Armut und Gewalt. Dann ein Dutzend Top 10 Hits, weltweite Gigs. Alles, was ich mir je gewünscht hatte, bekam ich. Immer wieder.

Dann änderte sich erneut alles. Die einzige Konstante im Leben scheint die Veränderung zu sein. Ich lernte dem Leben zu vertrauen. Ich will dir von meiner Reise erzählen, davon, wie ich lernte, Geschenke anzunehmen. Wie ich lernte, mich selbst zu lieben, keine Angst mehr zu haben, vor der Welt, dem inneren Kind, vor Gott und vor mir. Wie ich lernte zu manifestieren. Ich werde meine Beobachtungen teilen. Dir eine Anleitung dafür geben, wie du dir dieselben Mechanismen zunutze machen kannst. Sie sind übertragbar, immer und überall gleich. Ich erzähle dir meine Geschichte, so ungeschönt und ehrlich, wie ich kann. Ich hoffe für dich und ich wünsche dir, dass du aus meiner Erfahrung Mut, Kraft und Hoffnung schöpfen kannst. Um deinen Weg zu gehen. Vertraue!

Wir alle lebten in einem System, in dem wir zu Sklaven erzogen wurden. Doch du brauchst keine Angst zu haben. Schon

gar nicht vor dir selbst. Auch nicht vor der Reise. Alles was passiert, macht uns zu den Menschen, die wir werden sollen.

Ich lebe für Hip Hop. Willkommen in meiner Geschichte. Viel Spaß beim Lesen! Und danke, dass du dir die Zeit dafür nimmst.

Dein Tomekk

2009 Los Angeles: Party all the Time – ernüchternde Momente

Spätsommer in Los Angeles. Temperaturen um die 30 Grad. Feucht. Die Playboy Mansion ist illuminiert wie ein Weihnachtsbaum. Hugh Hefner hat uns einfliegen lassen. Ich lege hier auf. Ich bin so dicht, dass ich kaum noch stehen kann. Aber auflegen kann ich immer, selbst, wenn das mit dem Stehen nicht mehr ganz so gut hinhaut. Die erste Scheibe auf dem Plattenteller ist »Party all the Time« von Eddie Murphy, und die Tanzfläche füllt sich sofort.

Es sind einige Hollywoodstars anwesend: Ron Jeremy schüttelt seinen Speck mit einer Frau, die aussieht wie eine Pornodarstellerin, und ein anderer, ein bekannter Schauspieler, dessen Namen ich nicht weiß, kommt auf mich zu. Jerry ... Ich kann mir die Namen von Leuten erst merken, wenn ich ihren Charakter greifen kann. »Tomekk. Der DJ aus Germany. Party all the time. Was weißt du denn darüber? Häh? Wisst ihr deutschen Boys, how to party?« An seiner Nase unten herum ist es etwas weiß. Wir zwinkern uns zu.

Eben noch saß ich mit Tommy Lee im Backstagebereich. Tommy band sich seinen Arm mit einem Gummischlauch ab und zog fest zu. Eine Spritze blitzte kurz auf, und Tommy haute sie sich direkt in die Armbeuge. Die Pupillen wurden kurz größer. »Willst du auch?« »Nein, danke, Tommy, das ist nett von dir. Aber lass mal. Ist schon okay.« Wenige Minuten später wird Tommy durch den Hinterausgang des Anwesens in Beverly

Hills von vier Securities auf einer Bahre hinausgetragen. Fuck, denke ich. Jetzt muss ich den ganzen Abend allein hier auflegen.

An den weiteren Verlauf des Abends erinnere ich mich leider nicht mehr so gut. An manche Jahre meines Lebens gar nur in groben Umrissen. Es war wild. Ich weiß aber noch, dass wir später alle in einem Club in Hollywood sitzen. Dr. Dre sitzt am Nebentisch, und mein Label-Manager Patric, ein großer schwarzer Bär, kommt zu uns: »Tomekk, so, Dr. Dre will dich sprechen.« Patric hatte vorher als Pimp gearbeitet und ein paar Puffs in Würzburg gehabt. Angefangen hatte er als Fahrer von »Krokodil«, einem anderen Pimp aus Hamburg, den er im Rolls-Royce durch Deutschland kutscherte.

»Ich habe das jetzt geklärt, dass wir mit Dre später noch woanders gehen. Der hat Bock auf dich, aber erst mal setzen wir uns hier zusammen«, sagt Patric. Wir gehen rüber zu Dres Tisch und geben uns die Hand.

»Tomekk, ich habe dich auf meinem Radar. Ich weiß, wer du bist. Matter of fact, wenn du Beats hast, die ich hören soll, you let me listen to any beats you have. Ich arbeite an einem neuen Album. Detox. Ich kenne deine Sachen. Ich habe dich auf dem Schirm.«

Dre ist mein Vorbild. Ich bin so aufgeregt, dass ich mir fast in die Hose mache. »Hey, Dre. Wow«, antworte ich stotternd. »Du bist mein hero, you know. Ich soll für dich arbeiten? Das geht nicht. Würde ich ja gar nicht verkraften. Aber, you know, ich bin dein größter Fan. Und jetzt will ich einfach nur mit dir trinken.«

Ich hatte diesen Film am Laufen, dass ich mich mit allen vergleichen musste. Da Dre sowieso den Längeren hat, kann ich ihn ja zumindest unter den Tisch trinken. Kurz zuvor hatte ein Freund von mir, der nicht so viel verträgt wie ich, Lil Jon unter den Tisch getrunken, bis Jon kotzen musste. Ich lalle und versu-

che meine Unsicherheit zu überspielen. Während Dre den Rest des Abends an seinem Glas Champagner nippt, mache ich eine Flasche Jim Beam weg und dann eine zweite.

Klar hätte ich gern für Dre gearbeitet, aber mein Selbstbild war so negativ, dass ich mir schon lange nicht mehr zutraute, irgendetwas zu machen. Teil des Deals hierherzukommen war, einen Song für den Sponsor zu produzieren. Ein paar Wochen hatte ich vertrödelte. Am Abend vor dem Abflug ballerte ich mir paar weiße Linien durch die Nase, loopte einen Beat von Steve Aoki über ein paar Vocals, die ich noch daliegen hatte. Zehn Minuten. Song fertig. Ich nahm meine Musik nicht mehr ernst, oder vielmehr mich selbst. War Musik einst mein Vehikel zur Selbstverwirklichung, das mich in eine Art meditativen Zustand versetzte, verband ich sie seit Jahren nur noch mit Elend. Trotz 3 Millionen verkauften Platten, die letzte, »Jump Jump«, chartete auf einem unglaublichen dritten Platz der deutschen Charts. Ich hatte Cash, Häuser, Frauen, Autos, doch war mein Selbstbewusstsein, falls ich überhaupt je welches hatte, an diesem Punkt definitiv im Keller, und ich nahm nichts mehr ernst. Auch nicht mich selbst.

Nach dem Abend mit Dre lande ich in meinem Hotel. Dem W in Beverly Hills. 2003 hatte ich hier geheiratet, aber die Ehe ging natürlich in die Brüche. Das kostete mich viel Geld. Ich verlor eine Frau, die ich liebte. Darunter litt ich viele Jahre. Oben in meinem Zimmer liegt meine schwangere Freundin. Doch anstatt zu ihr zu gehen, bleibe ich unten in der Lobby. Keinen Bock auf echte Nähe. Lieber noch was reinballern. Lieber Abenteuer suchen.

Ich hatte die Lobby nämlich Hand in Hand mit einer Prinzessin betreten. Die hatte ich vorher eingesammelt. Ja, ich meine eine echte nordeuropäische Prinzessin, die ganz in der Nähe wohnt. Wir waren vorher bei ihr gewesen und hatten mit Jim-

my Iovine gechillt. Ihr Mann war verreist, doch ihr Stiefsohn, der sie zuvor als Bitch beschimpfte, war zu Hause und schraubte Beats, die Jimmy gut fand. Deswegen gingen wir zu mir. Doch in meinem Hotel ankommen, fiel mir ein: Stopp, das geht ja gar nicht. Da liegt doch schon jemand in meinem Zimmer. Ich war verwirrt, leer, verzweifelt auf der Suche nach Liebe und Anerkennung. Oder eher einem Abenteuer. Hatte ich Frauen vorher nicht ernst genommen, so nahm ich anscheinend nun auch meinen Job nicht mehr ernst. Habe ich gerade tatsächlich ein Angebot von Dre abgelehnt? Bin ich größenwahnsinnig? Ich ziehe noch ein bisschen durch die Nase und knutsche großartig mit der Prinzessin rum. Es fühlte sich gut an.

TEIL 1:

Herkunft und Migration

1975–80 Krakau: Meine Herkunft

Mein Dad war Geologe. Ein Geologe ist jemand, der Bodenschätze inspiziert. Auf seiner Nase saß eine Hornbrille. Auch meine Mutter war Geologin – aber ohne Brille. Eine ganz Hübsche, emotional unterkühlt. Dad war ein Nerd, lustig und durchgeknallt. Als Kind dachte ich öfter darüber nach, dass die Erde ja ganz schön viele Schätze haben muss, sonst würde man nicht so viele Geologen brauchen.

Meine Eltern sagten bei jeder Gelegenheit: »Wir sind Intellektuelle, und wir sind Stadtmenschen.« Offensichtlich waren sie sehr stolz drauf, Intellektuelle zu sein. Ich fand das albern. Denn wir waren arm. Was hat man davon, ein Intellektueller zu sein, wenn man arm ist? Zu viert wohnten wir in zwei Zimmern. Meine Eltern, meine Schwester und ich. Ich hätte viel lieber mehr Spielzeug als eine Schwester gehabt. Einige meiner Freunde hatten viel mehr Spielzeug als ich. Soldaten, Autos und Lego. Hatte ich nicht. Mein Spielzeug waren Gemälde in unserem Zimmer hinter dem Bett. Ein Dutzend Leinwände. Ölgemälde. Porträts. Kirchen. Stillleben.

Mein Großvater – Opa Gawlik, der Vater meiner Mutter – war ein erfolgreicher Künstler. Maler und Bildhauer. Seine Welt war die der Schönheit. Seine erste Frau – Kristina, die Mutter meiner Mutter, Dorota – sah aus wie Greta Garbo, ein richtiger Filmstar. Sie starb, als meine Mutter fünfzehn war. Opa Gawlik war wohlhabend. Sein Atelier, in der Dachetage eines Mietshauses in der Krakauer Innenstadt, war lichtdurchflutet. Großes Atelier, kleines Schlafzimmer. Ich glaube, das gan-

ze Haus gehörte ihm. Seine Bilder verkauften sich gut und die Krippenfiguren auch, besonders vor Weihnachten. Die Heiligen Drei Könige, Jesus und so weiter waren so groß wie ich mit fünf Jahren. Deswegen spielte ich als Kind mit dem Gipsjesus und redete mit den Heiligen Drei Königen. Opa Gawlik war ein Weltenbummler, mit dem Schiff fuhr er bis nach Afrika. Er liebte die Schönheit aller Kontinente, und viele seiner Skulpturen waren dunkle Menschen aus fremden Ländern. Als Mensch war er für mich kaum wahrnehmbar, seine Bilder und Skulpturen hingegen überlebensgroß. Als er starb, erbt meine Mutter einen Teil des Hauses. Ein großer Kopf aus schwarzem Stein steht immer noch bei mir im Studio.

Damals jedenfalls standen einige der Bilder hinter meinem Bett. Und wenn mir mal langweilig war, dann machte ich die Gemälde kaputt. Ich schnitt ein Pferd aus oder malte Bärte im Gesicht dazu. Manchmal entwarf ich eigene Ideen auf unseren frisch gestrichenen Wänden. Interessanterweise hatten wir anscheinend genug Gemälde. Denn man nahm es mir nicht wirklich übel, wenn ich mal eines »verschönerte«. Der Ärger hielt sich in Grenzen und wurde meistens mit einer Standpauke abgegolten. Gewalt war in meiner frühen Kindheit kein Thema. Eine der Eigenschaften, durch die meine Eltern sich als liberale Intellektuelle definierten, war der friedliche Dialog. Heute heißt das, glaube ich, Non-violent Communication.

Dad war, wenn er mal da war, immer gut gelaunt, mit einem Glas Hochprozentigem in der Hand. Er war viel unterwegs, oft wochenlang im »Terrain«, um Bodenuntersuchungen anzustellen. Manchmal besuchte ich ihn dort. In einem Bauwagen am Rande eines kleinen Waldes auf dem halben Weg zwischen Krakau und Kattowice. Mitten in der Natur. Zwischen Wald, Wind, Wiesen und Kalkfelsen. Felsen gab es um Krakau herum jede Menge. Schienen etwas Besonderes zu sein, diese Kalkfelsen. Um den Bauwagen herum standen Krane und Bohrer.

Zeug, das ich sonst nur aus Filmen kenne. Wenn nach Öl gebohrt wird. Drinnen war eine Tischplatte, mit einer Schreibtischlampe darauf. Dutzende große Papierrollen lagen überall verstreut herum. Dad fertigte Karten an. Tagelang saß er am Tisch, rauchte eine Zigarette nach der anderen, schob sich die Hornbrille ein Stück die Nase hoch, ganz automatisch, das merkte er gar nicht. Die Brillengläser waren dick wie Colaflaschenböden. Nicht, dass ich Cola als Kind gekannt hätte. Aber Flaschen. Stundenlang zeichnete er mit einem Bleistift Kreise, Zahlen, Linien und Wellen auf diesen Rollen ein und war dabei so konzentriert, dass er weder mitbekam, wie ihm die Brille die Nase herunterrutschte, noch wie die Zigarette zwischen seinen Fingern abbrannte.

Es war stinklangweilig. Ich beobachtete, wie er den ganzen Tag lang zeichnete, und staunte, wie man in einer so langweiligen Aufgabe seinen Frieden finden kann. Dann noch in dieser Stille, mit all diesem Grün und diesem nervigen Wind. Den Geruch der Natur mochte ich nicht. Ich verstand auch nicht, welchen Sinn es hatte, hier draußen zu sein, wenn wir doch Stadtmenschen waren. Ich selbst konnte der Natur bis in meine Vierziger gar nichts abgewinnen. Als Kind mag man halt andere Dinge. Steine werfen auf Mädels im Schulgarten zum Beispiel.

Am liebsten war ich aber von vielen Menschen umgeben. Ich dachte öfter darüber nach, was meine Eltern wohl mit Stadtmenschen genau meinten, und fand heraus, dass es Menschen gibt, die durch die Begegnung mit anderen Kraft tanken. Das waren wohl die Stadtmenschen. Im Gegensatz zu denen gibt es auch welche, die Kraft aus der Natur ziehen, oder aus der meditativen Arbeit. Wie ein Geologe im Bauwagen zum Beispiel. Damals entschied ich mich dafür, solidarisch mit meinen Eltern ein Stadtmensch zu werden. Ich hatte sehr viele Freunde und war immer unterwegs. Morgens verließ ich unsere Wohnung, lief den ganzen Tag draußen herum, in der Siedlung und

auch schon früh mal gern weiter weg. Aus dem Kindergarten haute ich öfters ab. Ich fragte mich durch die Stadt zu meiner Mutter oder zu meiner Oma. Einmal brachte mich ein Mann mit einem weißen Stock zu meiner Mutter. Später lachten die Erwachsenen darüber, dass ich mich von einem Blinden durch die halbe Stadt hatte führen lassen.

Meine absolute Lieblingsperson war meine Oma. Oma Hanna. Die Mutter meines Vaters. Sie kam aus Myslenice, einem Dorf dreißig Minuten südlich von Krakau, und hatte die kräftige Statur einer polnischen Bauersfrau. Mühelos schien sie vier Kinder großgezogen zu haben und sich um zwölf Enkel zu kümmern. Ihr Mann, mein Opa Jan wiederum, war halb so groß wie sie. Er war Architekt, und wenn er von der Arbeit nach Hause kam, öffnete er die Tür und rief: »Hanneczko, meine Sonne, wie geht es dir?« Rumms flog das, was sie gerade in der Hand hatte, nach ihm. Die beiden hatten eine ganz eigene Art und Weise, ihre Liebe auszudrücken. Oma Hanna war eine starke Frau mit einem Herzen größer als ganz Polen.

Wenn ich mal wieder aus dem Kindergarten abhaute und es noch früh am Tag war, dann ging ich am liebsten zu Oma Hanna. An Vormittagen war ihr Haus nämlich leer. Dann hatte sie Zeit für mich. Ich bekam immer ein Rührei. Ich liebte ihr Rührei. Obwohl ich als Kind schon allergisch gegen Eier war und danach furchtbare Blähungen hatte. Von Allergien wusste man zu der Zeit nichts. Ich aß, dann setzte sie mich auf den Fenster Sims, und wir schauten stundenlang aus dem offenen Fenster heraus. »Guck mal, da ist ein kleiner Hund. Und der Nachbar, der mit ihm spazieren geht, der hatte letzte Woche noch einen blauen Hut. Seine Frau hat einen neuen Mantel, und sie war wohl beim Friseur.«

Wenn einer der anderen Enkel kam, also die Kinder meiner Onkel und Tanten, saßen wir alle in der Küche, während die duftenden Töpfe auf dem Herd köchelten. Ungarische Suppe.

Da war eigentlich gar nicht viel drin, Knochen, Gewürze und Wasser. Wir waren ja arm. Doch die Brühe war lecker, und wir alle schwärmten von Oma Hannas würziger ungarischer Suppe. Oma machte Heimarbeit. Rund um den Küchentisch standen Kartons mit Minen und Kugelschreibereinzerteilen zum Zusammenstecken. Wenn wir Enkel zu Besuch kamen, durften wir helfen. Dann saßen wir in der Küche und steckten Kugelschreiber zusammen, während die Oma für uns kochte oder einen Nudelteig knetete.

Ihr Mann, Opa Jan, war ein Mann wie ein Fels. Trotz seiner geringen Körpergröße war er ein Mann von großer Ruhe und bodenständigem Charakter. Er las mir stundenlang vor, während ich auf seinem Schoß saß. Ob es so ausgeglichene Menschen tatsächlich gibt? Ich habe es erlebt. Auch ich habe diese Seite in mir. Total ruhig und unaufgeregt. Besonnen. Wenn ich künstlerisch tätig bin, beim Malen oder Schreiben zum Beispiel, komme ich in diese Frequenz. Ich bin dann komplett geerdet. Hochschwingend. Als Architekt hatte Opa Jan einige bekannte Kirchen entworfen, und auch seine Bilder schmückten unsere Wände. Diese Bilder waren anders. Mehr technischer Natur als die verträumten Gemälde von Opa Gawlik, dem anderen Großvater, Schwarz-Weiß-Radierungen. Kirchen, Häuserblöcke, Straßen. Sehr präzise. Sehr fein gezeichnet. Mit diesen Großeltern fuhr ich als Kind öfter weg. In die Berge oder an die Ostsee.

Als ich sechs Jahre alt war, starb Oma Hanna. Ich kann mich noch gut an das Begräbnis erinnern. Ich weinte wochenlang wie ein Wasserfall. Meine Welt ging unter. Ich weiß nicht, ob ich sonst überhaupt einmal geweint habe. An diesem Tag brach meine Welt zusammen. Oma Hanna starb, und Opa Jan ging fast auf die Minute genau eine Woche nach seiner Frau. Wie eine Blume, die ohne die Sonne nicht leben kann.

Auch wenn die Lebensentwürfe der Großväter sehr entgegengesetzt zu sein scheinen, so finde ich mich doch in beiden wie-

der. Es zeigt mir, welche Dualität und widersprüchliche Ideen in einem Menschen direkt nebeneinander leben können. Und dass es Dinge gibt, die immer gleich sind.

1981 Krakau: Golek und Giszek – Der Vater meiner Kindheit

Nächtelang las ich alle möglichen Bücher. Ich wollte oder konnte nicht schlafen. In der vierten Klasse kannte ich die ersten 30 Seiten der *Abenteuer des braven Soldaten Schwejk* auswendig, und offensichtlich war es etwas Besonderes. Bei Familienfeiern und zu Weihnachten durfte ich rezitieren, und alle schauten ganz entzückt. Kriegsliteratur und politische Literatur war nicht unbedingt das, was die anderen Kids lasen.

Ich besorgte mir einen Bibliotheksausweis und verbrachte sehr viel Zeit in der Bücherei. Stapelweise brachte ich Bücher nach Hause. Jules Verne, *20.000 Meilen unter dem Meer*, Mark Twain, *Die Abenteuer des Tom Sawyer*, liefen wie lebendige Filme vor meinen Augen ab.

Als Kind litt ich bereits an Schlaflosigkeit. Ob es an der Begeisterung über die Bücher lag oder an meinem Körper, der viel zu viel Energie zu haben scheint, das weiß ich nicht. Jedenfalls habe ich Bücher verschlungen, und wenn ich sie ausgelesen hatte, fing ich Schwejk von vorne an. Es gab nichts, das ich besser fand. Es gibt übrigens mehrere Bände, aber herausragend ist nur der erste.

Mein Vater war aufgrund seiner vielen beruflichen Reisen nur sehr selten zu Hause, doch wenn er da war, war er der liebevollste Vater, den man sich vorstellen kann. Als Baby hat er meine Windeln gewechselt. Dabei war er sehr viel liebevoller als meine Mutter. Er war mir auch näher. Meine Mutter

war eher emotional verschlossen, schnell überfordert und gab mich ab. Dad war ein Alki, schon vor meiner Geburt trank er gern. Alkis lieben Spaß, sie sind lebhaft, herzlich und liebevoll. So auch mein Dad. Er gab mir den Spitznamen »der goldene König«. Am Wochenende tobte er immer mit mir herum. Das fing schon morgens an, auch wenn ich wieder einmal nicht aus dem Bett kam. Ich hatte ja die ganze Nacht gelesen. Dann kam Dad zu mir, kuschelte sich an mich, hielt mich fest umarmt und gab mir einen Kuss. Es hatte so was Leichtes, wenn er das machte. »Aha«, sagte er dann immer, »du hast also wieder die ganze Nacht lang gelesen ... Hmmm, lass mich raten, *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk*? Wenn du weiter unter der Bettdecke liest, bekommst du eine Brille.« Völlig frei von Vorwürfen, eher belustigt. Ich las nächtelang mit der Taschenlampe unter der Bettdecke weiter – und bekam schon bald eine Brille.

Mein Vater hatte ein Spiel erfunden. Ein Ritual, bei dem wir uns beim Zähneputzen einen verbalen Schlagabtausch lieferten. Es ging darum, wer von uns beiden der coolere war: Wir gingen ins Bad, jeder schmierte dem anderen die Zahnpasta auf seine Zahnbürste. Dann stellten wir uns vor den Spiegel. Ich konnte da nicht hereinsehen, weil ich noch so klein war. Dann hob mein Vater mich hoch. Im Spiegel schauten wir uns gegenseitig an und sagten:

»Ich bin Golek.«

»Und ich bin Gizek.«

Wir hatten immer dieselben beiden Namen und machten erst mal aus, wer an dem Tag wer war.

»Goleks sind heute cooler, weil Samstag ist«, ging es weiter.

»Ja, ja, aber vor dem Samstag war ein Freitag. Und jeder auf diesem Planeten weiß, dass der Freitag etwas Besonderes ist und dass am Freitag, der ja bekanntlich vor dem Samstag kommt, schon festgelegt wird, dass Gizeks die Cooleren sind.«

Der Sinn des Spiels war, eine Begründung dafür zu finden, wer cooler war. Es sollte völlig an den Haaren herbeizogen, doch gut argumentiert sein.

»Stimmt, demnach wären Giszeks die Cooleren, aber es gibt ein vom Staat erlassenes Gesetz, das besagt, dass Giszeks diese Woche leider zurückgestellt werden, weil es die einundzwanzigste Woche des Jahres Nummer drei im Fünfjahresplan ist. Deswegen hat die Regierung festgelegt, dass Giszeks diese Woche die Uncooleren sind.«

Dabei lachten wir uns im Bad kaputt, mein Dad und ich. Wir hatten nicht sehr viel Zeit miteinander, und ganz sicher waren meine Eltern kein Vorbild für eine glückliche Liebesbeziehung. Aber was die väterliche Liebe anbelangt, die ich als Kind bekam, kann man sich kaum etwas Besseres wünschen. Später wurde Dad sehr krank. Vom Alkoholismus aufgefressen. Als Teenager pflegte ich ihn, dann drehte sich unsere Beziehung, und ich war der Erwachsene. Doch er pflanzte Liebe, Freude und Spaß in meinem Herzen und eine Vorliebe für gute Gespräche. Bei unserem Spiel war Durchsetzungsvermögen gefragt, und man brauchte Argumente.

Für all das bin ich ihm grenzenlos dankbar. Rituale. Als Erwachsener lernte ich dann erst viel später die Bedeutung von Ritualen kennen – wie wichtig sie sind für die Beziehung zu dir selbst und zu anderen. Das Golek-und-Giszek-Ritual erfüllt mein Herz immer noch mit Freude, Offenheit und Kreativität. Wenn ich an diese Augenblicke zurückdenke, ist die Welt für mich ein kleines Stückchen in Ordnung.

Krakau 1981: Ausnahmezustand

Eigentlich wollten meine Eltern nach Amerika auswandern. Sie hatten schon eine Bleibe in Chicago organisiert. Mein Vater sollte dort einen Job antreten. Einige unserer Freunde waren bereits umgesiedelt. Wir konnten aber nicht viel nach Amerika mitnehmen, also versuchten meine Eltern, unser Hab und Gut noch schnell loszuwerden, bevor die Übersiedlung stattfinden sollte.

Binnen kürzester Zeit wurde die Kunstsammlung verkauft. Wir hatten viele Bilder, Gemälde von Pferden, Stillleben, Frauenporträts und Kirchen. All das verflüssigten die Eltern innerhalb von vierzehn Tagen. Auch das Familienauto, einen Polski-Fiat 126p, und alles, was so groß war, dass es nicht ins Flugzeug gepasst hätte. Dann bemerkten sie, dass man in Amerika mit polnischen Zlotys nicht viel anfangen konnte, und so beschlossen meine Eltern, den Abschied gebührend zu feiern.

Beide waren große Feierer, tranken gern und teilten ihre Liebe für rauschende Feste. Besonders mein Vater. Stanislav war der Entertainer auf jeder Party. Witzig, lebendig und beliebt. Er kannte jeden Witz, die Frauen himmelten ihn an, und auch die Männer mochten ihn.

Erstaunlicherweise sah ich meine Eltern sehr selten zusammen. Ich kannte meine Mutter nur sehr verschlossen. Als ich geboren wurde, ging sie noch zur Uni. Fulltime. Die Ausbildung unterbrach sie nicht. Als Baby nahm sie mich im Korb mit zu den Vorlesungen. Meine Ma hatte, glaube ich, schon immer Lover, oder Männer-Bekanntschäften, mit denen sie sich gern

umgab. Freunde. Mein Dad war mir sehr zugewandt, aber auch dem Wodka. Mir ist klar, dass meine Eltern das Beste taten, was sie konnten, und dass es Kinder gibt, die unter viel schwierigeren Umständen aufwachsen. Heute würden sie vermutlich richtig viel Ärger mit dem Jugendamt bekommen. Dysfunktionalität in der Familie geht oft über Generationen. Wenn ich mir die Gesellschaft heute anschau und auch, wie wir Menschen uns zueinander verhalten, dann kommt es mir oft vor, als seien wir alle traumatisiert. Andererseits ist es natürlich auch durchaus möglich, dass mein Blick getrübt ist. Das Auge sieht, was es sucht. Ein Mensch mit einem geringen Selbstwertgefühl wird immer Menschen sehen, die auch ein geringes Selbstwertgefühl haben.

Meine erste Sucht war die Ess- und Brechsucht. Ich war als Kind bei meiner Geburt etwas größer als die anderen Kids. 64 Zentimeter und über viereinhalb Kilo schwer. Meine Mutter sagte: »Du warst bei der Geburt so groß, ich dachte, dein Vater lässt mich zu Hause gar nicht erst herein mit dir. Die anderen Babys waren klein und süß, und du hattest einen riesen Wasserkopf und warst so groß wie drei Monate alte Babys. Und du hattest so viel Hunger, dass du nicht nur meine Brust leer gesaugt hast, sondern auch die Flaschen von den anderen Kindern getrunken hast.«

Ich verstand nicht, wie man so mit einem Kind sprechen konnte, und war wütend. Meine Schwester bekam auch einiges ab: »Also Tomek ist freundlich, ein Sonnenschein. Du hingegen bist so komisch und verschlossen.« Wenn ich meine Schwester verteidigen wollte, hieß es: »Nein, nein, Tomek, du bist freundlich und nett und lachst immer. Schau dich an. Wie viele Freunde du hast. Jeder mag dich. Deine Schwester, die ist anders. Die ist zickig.« Ich fand das unmöglich. Schon als Kind wusste ich, dass diese Worte kraftvoll sind und einen negativen Effekt auf das Selbstbild meiner Schwester Joanna haben könnten.

Hinter allen Süchten liegt immer ein Gefühl der Scham. Was meine Mutter da machte, war genau das: uns beschämen. Also dachte ich schon als Kind, irgendetwas würde mit mir grundsätzlich nicht stimmen. Der Unterschied zwischen Scham und Schuld ist nämlich der folgende:

Schuld sagt: »Ich habe etwas Fehlerhaftes gemacht.«

Scham sagt: »Ich bin fehlerhaft.«*

Die Lebensmittel wurden in unserer Wohnung in einem Speicher aufbewahrt. Einer Kammer. Dort stand ein voller Kühlschrank und Süßigkeiten aus dem Westen. »Raider« hießen die Schokoriegel damals. Und Schokolade mit ganzen Nüssen. Nussbeisser. Die Kammer verschloss meine Ma mit einem Schlüssel. Ich fand natürlich schnell heraus, wo der Schlüssel lag.

Binnen Sekunden verputzte ich fünf oder sechs Tafeln Schokolade. Als ob mich jemand jagen würde. Gleich danach hing ich über der Toilettenschüssel und kotzte die Schokolade wieder aus. Das war sehr unangenehm. Es ist auch unangenehm, darüber zu sprechen. Doch das Darübersprechen ist wichtig, um aus der Scham zu kommen. Ich war nicht fehlerhaft. Ich war ein kleiner Junge, der körperlichen Kontakt gebraucht hätte von Menschen, die ihm Sicherheit geben. Das wusste ich als Fünfjähriger nicht und fühlte mich fehlerhaft. Mangelhaft. Als ob an mir etwas falsch wäre. Auch heute kann das alte Gefühl noch mal hochkommen. Die Ess- und Brechsucht begleitete mich über fünfunddreißig Jahre und wurde meine zuverlässigste Freundin. Immer wenn ich mich selbst nicht spüren wollte, war sie da. Über den Abschied von meiner ältesten Freundin schreibe ich in diesem Buch an einer anderen Stelle.

Nachdem also unsere Habseligkeiten verscherbelt worden waren, buchten mein Dad und meine Ma das edelste Hotel in einem noblen Krakauer Vorort. Lanckorona. Obwohl ich damals

erst sechs war, kann ich mich noch daran erinnern, wie sie die Nächte durchtanzten. In einer Woche sollten alle Zlotys auf den Kopf gehauen werden. Der Alkohol floss, die Musik spielte. Es herrschte Aufbruchsstimmung. Bis sich etwas ganz Unerwartetes ereignete: In der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember 1981, zwei Tage vor dem Abflug nach Amerika, als meine Eltern bis in die Morgenstunden tanzten, wurde das Fest unterbrochen durch einen Fernsehauftritt des General Jaruzelski, dem polnischen Staatsoberhaupt.

»Bürger der Volksrepublik Polen, heute spreche ich zu euch als Soldat und als Chef der polnischen Regierung. Ich spreche zu euch über Dinge von höchster Wichtigkeit. Unser Vaterland steht am Abgrund. Das Vermächtnis vieler Generationen, das aus Asche zusammengetragene polnische Haus, ist zu einer Ruine geworden. Die Staatsstrukturen funktionieren nicht mehr. Es herrscht eine Atmosphäre nicht endender Konflikte. Chaos und Demoralisierung haben die Ausmaße einer Katastrophe von nationaler Tragweite angenommen ... Der Staatsrat hat heute in Einklang mit den Vorgaben der Konstitution auf dem Gebiet des gesamten polnischen Staates das Kriegsrecht ausgerufen.«

Die Zeit blieb stehen. Noch nicht sicher, was das nun konkret bedeuten soll, eben noch hoffnungsvoll, romantisch eng umschlungen im Ballsaal, entgleisen meinen Eltern nun die Gesichtszüge. Sie bleiben wie eingemauert stehen. Eben noch 2,0 Promille intus, sitzen sie, nun nüchtern, kerzengerade, wie kleine Kinder, vor dem Fernseher. Kinder, die verzweifelt versuchen zu verstehen. Kinder, denen man eben ihren Traum genommen hat, die nun verzweifelt nach Antworten suchen. Noch am selben Tag wurden alle Grenzen geschlossen, Pässe für ungültig erklärt. Unsere Übersiedelung in die USA, der Familientraum, eben noch zum Greifen nahe, hatte sich an diesem Tag, dem 13. Dezember 1981, binnen einer Stunde, in Luft

aufgelöst. Erst viele Jahre später sollte ich den Schmerz verstehen. Beide Eltern hatten es seelisch nicht verkraftet und starben später mit gebrochenem Herzen.

Unsere Folgejahre waren geprägt von Armut, langen Schlangen vor Lebensmittelgeschäften. Fleisch, Milch, Mehl und Zucker rationiert gegen Zuteilungscoupons. Es entwickelte sich eine Armut von Ausmaßen, die wir bis dahin nicht kannten. Niemand hätte sich das vorstellen können. Mein Vater fand einen Weg zu emigrieren. Nach Deutschland. Allein. Die Familie ließ er hinter sich zurück. Meine Mutter, meine Schwester und ich blieben zunächst in Krakau. 1986 zog ich dann nach Berlin, zu meinem Vater.

* Ronald Potter-Efron, Patricia Potter-Efron: Letting Go of Shame. Understanding How Shame Affects Your Life. Minnesota 1989

Berlin – Krakau: Zugfahrt zwischen zwei Welten

Der Bahnhof Friedrichstraße war eine Schleuse zur DDR. Der Eiserne Vorhang war wasserdicht, und zwischen Westberlin und Berlin-Ost gab es nur eine Handvoll Kontrollpunkte, an denen es möglich war, die Grenze zwischen den unterschiedlichen Welten zu passieren. Die S-Bahn hielt hier an, Fahrgäste aus dem Westen stiegen um, gingen nach Ostberlin oder kauften zollfreie Waren im Intershop. Sozialistische Länder besserten ihren Devisenhaushalt auf, indem sie West-Waren gegen harte Währungen zollfrei verkauften.

Dort, wo heute der Tränenpalast steht, gab es den größten Grenzübergang. Eine Halle voller Grenzkontrolleure. Dutzende von Beamten, eingepfercht in kleinen Kabinen, machten ein strenges Gesicht. Ich habe niemals einen freundlichen Beamten gesehen. Stets böse schauten sie einen eindringlich und lange an, dann hielten sie den Pass gegen eine Lampe, mit den hellsten Glühbirnen, die ich je zu Gesicht bekommen hatte. Eine unangenehme Durchleuchtung.

Wegen den bösen Männern hatte ich Angst vor dem Grenzübertritt. Doch da ich einige Jahre zwischen Krakau und Berlin pendelte, blieb mir keine Wahl. Ein verängstigter Teenager, der allein durch die DDR reiste. Ich bekam in der Friedrichstraße ein Transitvisum in meinen Pass gestempelt und fuhr mit der S-Bahn durch Ostberlin bis nach Lichtenberg. Von hier gab es einen Direktzug bis nach Krakau.

Meine Eltern verschickten mich oft.

Die ersten Jahre verschickte mich meine Mutter nach Berlin, und dann, als ich dort wohnte, verschickte mein Vater mich zurück nach Polen.

Alleine stieg ich in den Nachtzug, der Ost und West miteinander verband wie ein Raumschiff, das zwischen verschiedenen Universen hin- und herfliegt.

Ein Ticket musste man schon vorher kaufen. Im Reisebüro. Es war lange vor dem Internet. Die Züge hatten Schlaf- und Liegewagen, mit drei beziehungsweise sechs Betten. Der braun uniformierte Schaffner prüfte die Tickets und wies den Weg zur Liege. Mit dem Fall des Systems änderte sich lediglich die Farbe der Uniformen. Das viele Pendeln zwischen den beiden Welten war Zeit, die ich für mich hatte.

Der Zug fuhr durch Frankfurt an der Oder. Hier gab es wieder diese strengen Grenzer. Mit Hunden liefen sie am Zug entlang und prüften mit Spiegeln unter dem Wagen, ob sich jemand darunter versteckt hatte. Ihren Blicken nach zu urteilen, wäre die Person wohl auf der Stelle erschossen worden.

Stundenlang schaute ich aus dem Fenster des fahrenden Zuges. Die Stationen kannte ich längst auswendig: Wroclaw, Opole, Katowice. Wenn ich einschlafen konnte, meist kurz vor dem Ziel, weckte mich der Schaffner mit dem Frühstück. Ich genoss diese Zeit für mich zwischen den Welten. Freiheit. Neulich machte ich aus Nostalgiegründen diese Fahrt mit dem Zug wieder. Die Grenzkontrollen sind im Rahmen von Schengen weitestgehend weggefallen. In Frankfurt gibt es seit der Wende am Bahnhof ein amerikanisches Schnellrestaurant. Die Männer mit den Hunden sind einen kleinen Tickern freundlicher geworden und schauen wohl auch nicht mehr unter dem Zug nach. Die Erkenntnis, die ich aus den Fahrten mitgenommen habe, bleibt unbezahlbar. Behalte dein Ziel im Auge, doch genieße die Reise.

Teil 2:

Die Geburtsstunde des DJ

1988 Krakau: God is a DJ

Krakau war Ende der Achtziger bunt, international. Auch schon im Ostblock. Ich fühlte mich pudelwohl. Ich würde nur für die Ferien bleiben. Die Beziehungen zu meinen Freunden aus der Grundschule waren gut, und jetzt hatte ich auch noch Geld einstecken. Die Währung im Westen war viel härter, und ich konnte mir als Teenager einiges leisten, tagelang über den Marktplatz von Krakau schlendern, mit Freunden heiße Schokolade schlürfen. Ich freundete mich an mit Fremden aus Dänemark und Norwegen. Einige der älteren gingen weg aus Krakau, und wenn wir uns in den Ferien trafen, kamen wir aus ganz Europa zusammen und sprachen viel über Musik.

In der *Bravo* hatte ich einen Artikel über einen gewissen Tim Simeon gelesen – einen DJ aus England, der kurze Stücke aus dem Radio mitschnitt und aus den Schnipseln, also den Samples, eigene neue Stücke anfertigte. »Bomb The Bass«. Es gab auch Bilder von seinem Studio: Sampler, Kassettengeräte, Keyboards. Wow! Es war um mich geschehen. Als ich den Artikel las, fügte sich etwas vor meinem geistigen Auge zusammen. Als ob Teile zusammenwuchsen, die zusammengehörten – die, wie die Samples, zueinander passten. In meinem Herzen hatte sich etwas verbunden. Eine spirituelle Erfahrung. Ab dem Augenblick wusste ich genau: Ich liebe diese Studiogeräte. Das ist es, was ich machen will.

Es fühlte sich richtig an, wie sich bis dahin noch nie irgendetwas in meinem Leben richtig angefühlt hatte. Ich besorgte mir schwarze Klebebuchstaben und beklebte den Schrank meines